

Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 45.

Bießen, 24. Sonntag nach Trinitatis, 14. November 1915.

4. Jahrgang

Jedem das Seine.

Evangelium des Markus 12, 17. Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.

Es war eine gärende Zeit, in der Jesus lebte. Revolutionäre Gedanken gingen unter den Juden um. Es gab Sanatiker genug, die dem römischen Regiment gegenüber nur Haß und glühende Feindschaft kannten. Wie stellte sich Jesus zu diesen Gesinnungen? Gewiß, es trennte ihn eine Welt von dem römischen Kaiser, sein Glaube, seine Ideale. Dennoch forderte er zur Staatstreue auf: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist! Aber freilich erschöpft sind damit nach ihm die Pflichten des Menschen nicht. Es herrschte damals eine merkwürdige Kaiserverehrung im Römerreich. Wie ein Gott, wie ein Heiland wurde der Imperator verehrt. Demgegenüber ruft Jesus aus und betont es nachdrücklich: Gebt auch Gott, dem allmächtigen Gott, was Gottes ist. Also: jedem das Seine! Ein guter Grundsatz! Er gilt auch für uns.

Der erste Teil dieses Wortes fällt uns wohl leichter wie Jesus. Das Hohenzollernjubiläum hat uns ja wieder deutlich gezeigt, was wir an unserem Kaiser haben, nämlich: einen Fürsten, der mit christlichem Gewissen seine hohe Mission erfüllt. Einem solchen Fürsten gegenüber ist es nicht schwer, zu sprechen: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist! Und so hat denn auch unser Volk ihm und damit dem Vaterland gegeben, was nötig war. Wir denken zurück an die Tage vor dem Krieg. Da lebten die Menschen mehr oder weniger alle vom Nehmen. Jeder suchte zu gewinnen, was es auch sei: Geld oder Macht oder Einfluß. Da kam der Krieg. Nun hieß es geben und wieder geben: Gatten und Brüder und Söhne. Opfer auf dem Altar des Vaterlandes! Geben hieß es insbesondere für die Mütter in der Gesinnung des Dichters:

„Der Kaiser braucht dich! Geh mit Gott, mein Kind,
Und halt dich brav, weil so viel Feinde sind.
Auch uns, den Müttern, gilt des Feindes Neid
Um solche Söhne . . . Das wird Trost im Leid.
So steh' auch du nun deinen Mann im Heer,
Bist einer mehr!“

Und wie oft hat seit diesen ersten Abschiedstagen wieder und wieder die Abschiedsstunde geschlagen. Wie oft erklang seitdem wieder und wieder das wehmütige Lied der Schei-

denden: Heimat, o Heimat, ich muß dich verlassen . . . Wie oft ging es seitdem durch abschiedsbrange Herzen wie eine Vorahnung: Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden . . .

Geben hieß es aber auch in anderer Beziehung. Für Zwecke der Kriegshilfe, für das Rote Kreuz, für Elsaß-Lothringen, für Ostpreußen . . . Und man darf wohl sagen: die große Zeit fand keine kleinen Menschen. Ein Strom der Liebe ergoß sich aus dem deutschen Herzen.

Aber jetzt nach 15 Monaten ist die Stimmung begreiflicherweise doch nicht mehr wie am Anfang. Eine müde Verdrossenheit schleicht da und dort im Finstern: Ist es denn noch immer nicht genug? Wozu das alles?

Laßt uns nicht müde werden, so schwer es auch falle! Haltet aus, diese Mahnung gilt uns, je länger der Krieg dauert, um so stärker, haltet aus in der Gesinnung des Anfangs, die dem Kaiser, dem Vaterland gibt, ohne Murren, gehorsam, in der Erkenntnis heiliger Notwendigkeit.

Indem wir so dem Vaterland geben, was es braucht, erfüllen wir gewiß Gottes Willen und geben ihm, was sein ist; denn Treue gegenüber dem irdischen Vaterland ist auch Gottesdienst. Aber ist es der ganze Gottesdienst? Manche denken so. Wir nicht also. Uns Christen leite das Wort Jesu. Jedem das Seine! Laßt uns über Deutschland nicht Gott im Himmel vergessen! Wohl schulden wir dem Kaiser als dem Führer der Nation, Ehrfurcht und nicht minder dem deutschen Vaterland, dem die Arbeit, das Herzblut, die Todesnot vieler Geschlechter galt. Aber die höchste Ehrfurcht schulden wir doch dem, der über allen Fürsten und Völkern steht, dem König aller Könige. Ihm allein sei die Ehre! Gewiß sehen wir auf den Kaiser und das Volk in Waffen voll froher Hoffnung. Aber setzen wir unser Vertrauen nicht auf Menschen! Wie sangen doch unsere Väter? Sie sangen: Wen suchen wir, der Hilfe tu? Das bist du Gott alleine. So auch wir. Heben wir in aller Not die Augen auf zu den Bergen der Hilfe, dann geben wir Gott, was Gottes ist.

Und endlich: Wir lieben Kaiser und Vaterland: Was ich bin und was ich habe, dank' ich dir mein Vaterland. Aber kennen wir nur die Vaterlandsliebe? Auch das Vaterland ist von der Erde, von der es einmal zu scheiden gilt. Die höchste Liebe aber gilt dem Ewigen. Gewiß sie, die Liebe,

beginnt mit der Hingabe an die idealen Zwecke des irdischen Lebens, aber sie muß sich vollenden in der Gottesliebe, in der völligen Hingabe des Willens in Gottes Dienst.

So gilt es zu leben. Treue der Erde, Treue dem Himmel! Eins nicht ohne das andere! Jedem das Seine! Nur so genügen wir der Forderung Jesu, nur so der großen Zeit.

H. H.

Meine Erlebnisse in der französischen Fremdenlegion.

Von einem Giefener.

(Fortsetzung.)

Am 18. April 1884 wurde ich mit einem Kommando von ungefähr 40 Mann nach Bougern, einem kleinen vorgeschobenen Posten geschickt, wo sich eine Militärstrafanstalt für die befindet, die mehr als 60 Tage zu verbüßen haben. Diese Station ist ungefähr 120 Kilometer von Mecheria entfernt, wir legten diese Strecke in drei Tagesmärschen zurück. Dort hatten wir fortwährend Wachen und Patrouillen, wobei wir manchmal Strecken von mehr als 20 Kilometer abgehen mußten, um uns den Gefangenen zu zeigen. Im Falle eines Ueberfalles der Araber werden auch die Gefangenen bewaffnet. Am 16. Mai wurden wir abgelöst und kamen am 19. Mai wieder nach Mecheria. Am 24. Mai wurde ich mit einer Abteilung von ungefähr 80 Mann nach Algier geschickt, um dort Maulesel zu holen, am 3. Juni kamen wir von diesem Kommando wieder zurück und wurden nun im Reiten ausgebildet. Vom 10. Juli bis zum 20. August war ich einer Spezialmission zur Untersuchung der Wasserverhältnisse zugeteilt.

Als ich wieder nach Mecheria zurückgekehrt war, hatte ich wohl die größte Ruhepause seit meiner Ankunft in Afrika. Not hatten wir dort mit dem Wasser. Während des Sommers war verboten, es unfiltriert zu trinken. Große Fässer wurden mit Holzkohlen und Kies gefüllt, dann das Wasser hineingeleitet. Von morgens halb 11 Uhr bis nachmittags 2 Uhr mußte jeder in seinem Zelte bleiben und sich auf sein Lager legen, weil die Hitze zu groß war und die Sonne furchtbar stark. Wer das Zelt verläßt und gemeldet wird, erhält 15 Tage Prison. Man hat diese Maßregel getroffen, um Hitzschläge und Sonnenbrände zu vermeiden.

Am 4. September 1884 wurden wir nachmittags halb 6 Uhr von einem furchtbaren Schirokko überrascht. Am Horizont machte sich ein dunkelgelber Streifen bemerkbar, immer dunkler wurde er, in ganz kurzer Zeit war er über uns hinweggebraust. Obgleich wir alle von innen unsere Zelte festhielten, so standen doch von unseren vier Reihen, die ungefähr 60 Zelte umfaßten, nur noch einige, es war, als ob jemand mit einem Riesenbesen darüber hinweggekehrt hätte, unsere Sachen waren hunderte von Metern weggeschleudert und natürlich durcheinander geworfen. Bis spät in die Nacht hinein hatten wir zu suchen und den ganzen anderen Tag hatten wir zu arbeiten, um einigermaßen wieder etwas Ordnung zu schaffen. Unsere Hände, auch das Gesicht, namentlich die Lippen, waren aufgesprungen, was uns furchtbare Schmerzen bereitete.

Mit eigentlichen Arbeiten werden die Gefangenen in dieser Strafanstalt nicht beschäftigt, sie vertreiben sich die Zeit, indem sie — wie jetzt viele unserer Verwundeten — allerhand Sachen aus Holz, Rinde oder Stein anfertigen, Gegenstände, die zum Teil mit großer Kunstfertigkeit hergestellt sind.

Wir blieben bis zum 14. Oktober 1884 in Mecheria, dann machte das ganze Bataillon einen Rekognoszierungszug, die sogenannte „Jahresmission“. Jeden Tag gab es hierbei eine Art Gefechtschießen. Aber der Hauptzweck war, in dieser abgelegenen Gegend eine größere Truppenmasse zu zeigen, damit die Araber dadurch an ihre Pflichten erinnert werden sollten. Ain Sefra war unser Ziel, das wir nach schwierigen Märschen erreichten. Am 28. Oktober kamen wir wieder zurück nach Mecheria.

Unterdessen hatte es kriegerische Verwickelungen in Tonking gegeben, und unser Bataillon wurde auch, was wir erst im Laufe der Zeit erfuhren, ausersehen, an der Expedition gegen die Chinesen teilzunehmen. Am 10. November wurden wir in den mobilen Zustand versetzt und zu unserem Depot nach Sidi-Bell-Abbes gebracht. Dort wurde das Bataillon auf Kriegsstärke gebracht. Am 21. November verließen wir mit der Bahn Sidi-Bell-Abbes und kamen nach Maison Carrée, eine kleine Stadt in der Nähe von Algier, wo wir über Nacht blieben.

Unter unseren Kameraden waren einige, die eine kleine Tonne eingemachter Heringe gestohlen und mit ihren Freunden verzehrt hatten, die Folge war, daß diese Leckermäuler sich allesamt den Magen verdarben und sich krank melden mußten. Da entstand die Befürchtung, es sei unter der Mannschaft die Cholera ausgebrochen, und es kam der Befehl, daß das ganze Bataillon unter Quarantäne müsse. Wir mußten auf das 30 Kilometer entfernte Cap Mattifoug marschieren, wo wir acht Tage lang von jeder menschlichen Gesellschaft abgeschlossen wurden. Als sich in dieser Zeit niemand krank meldete, wurde am 3. Dezember der Befehl gegeben, daß wir noch an demselben Tage den Hafen verlassen müßten. Jetzt ging es drunter und drüber; denn das Essen war bereits fertig, ein Teil der Mannschaft hatte es bereits bekommen, die anderen warteten noch darauf, als der Befehl zum Einsteigen kam. Es wurde alles weggeschüttet, die Tornister wurden umgehängt und fort ging es nach Algier zu.

Um 5 Uhr war schon das ganze Bataillon auf dem Schiff. An diesem Tage gab es nichts zu essen, um dem Uebelwerden infolge der Seekrankheit vorzubeugen. Zwischen 7 und 8 Uhr verließen wir den Hafen von Algier. Wohl war eine große Menschenmenge am Hafen angesammelt, aber von einem Abschiednehmen, wie es in Deutschland der Fall ist, wenn Truppen weggehen, war nichts wahrzunehmen.

Nach fünftägiger Fahrt, auf der wir Alexandria in nächster Nähe liegen sahen, kamen wir nach Port Said. Unser Schiff wurde mit frischen Kohlen versehen, aber an ein Land gehen war gar nicht zu denken, im Gegenteil, wir wurden so scharf als möglich bewacht, damit verhindert werden sollte, daß Soldaten desertierten. Aber als es dunkel wurde, sprang doch einer über Bord und schwamm dem Ufer zu. Es wurde alles versucht, seiner wieder habhaft zu werden, alles ohne Erfolg, auf einem der vielen dort liegenden Schiffe wird er wohl Zuflucht gefunden haben.

Am nächsten Tage — es war der 9. Dezember — verließen wir abends um 6 Uhr unter langsamer Fahrt den Hafen und fuhren mit Dunkelwerden in den Kanal von Suez ein. Der von dem Franzosen Ferdinand Lesseps erbaute Kanal ist bekanntlich heute im Besitz der Engländer, hoffentlich aber nicht mehr lange. Nur unter sehr langsamer Fahrt durfte unser Schiff den Kanal durchfahren, weil die Gefahr des Versandens dort so groß ist. Als ich in meiner Knabenzeit, als der Kanal eröffnet wurde, in illustrierten Blättern darüber gelesen hatte, machte ich mir ein ganz anderes Bild davon, als

es die Wirklichkeit zeigt. Der Kanal ist nur eine tiefe Rinne im Erdreich, da, wo er durch die verschiedenen Seen geht, ist die Sohle tiefer gelegt worden, von einer Ausmauerung der Ufer ist nichts zu sehen. Auch ist der Kanal so schmal, daß nur ein Schiff durchfahren kann. Immerfort sind dort Baggermaschinen im Betrieb, die die Tiefe auf 9 Meter halten. Jetzt ist der Kanal ja verbreitert und auch tiefer gemacht worden, so daß auch die größten Schiffe durchfahren können. Die umliegende Gegend ist zum Teil wunderbar, zum Teil von großer Eintönigkeit.

Während der Fahrt durch den Kanal hatten wiederum verschiedene Legionäre ihr Heil in der Flucht gesucht, obgleich die Brüstung des Schiffes ringsum mit Wachtposten, die mit geladenem Gewehr standen, umgeben war. Es wurde auf jeden geschossen, der in den Kanal sprang. Einige sollen ihr Ziel erreicht haben, andere wurden verraten, einer ist sogar direkt auf das französische Konsulat gelaufen. Damals lernte ich kennen, daß der Mensch in seinem Freiheitsdrang auch die größte Gefahr nicht achtet. (Fortsetzung folgt.)

Erlebnisse eines Mitgliedes des Deutschen Flottenvereins in Rußland 1914/15.

(Fortsetzung.)

Bei 10° R. Kälte und Schneesturm ging es los durch die fußhoch verschneiten Straßen unserm nächsten Ziel, der Etappenstation Schtschepelowa, entgegen. Zwei Dörfer hatten wir bereits hinter uns, das Wetter wurde immer scheußlicher und unsern kurzlichtigen Freund, den Organisten, hatten wir schon einige Male aus dem Graben gezogen und auf die Beine gestellt; die Begleitmannschaften brummen, hatten aber auch keine Fuhren aufreiben können trotz in Aussicht gestellter reichlicher Belohnung. Eine Bäuerin und ihr Knecht, die uns entgegen kamen, wurden kurzerhand gezwungen, uns ihre Fuhren zur Verfügung zu stellen. So erreichten wir nach kurzer Zeit die Etappenstation. Ein vergittertes Blockhaus nahm uns auf. Alle waren zufrieden, als ich der Gesellschaft eine kräftige Fleischsuppe mit Kartoffeleinlage gekocht hatte und das Lokal ordentlich warm geworden war. Die Soldateska wurde ordentlich gemüthlich, man konnte die Wäsche wechseln und sich für weitere Strapazen vorbereiten und ordentlich ausschlafen; es gab keine Wanzen. Am andern Tag um 10 Uhr vormittags setzten wir unsere Reise fort. Schlitten waren besorgt, doch das Wetter war noch schlechter geworden, und ganz durchgefroren kamen wir nachmittags 4 Uhr im Gefängnis in Wjatka an. Nach der obligaten Leibesvisitation und Protokollaufnahme nahm uns eine Gefängniszelle auf, in der allerhand zweifelhafte Elemente uns brüderlich entgegenkamen und die übrig gebliebenen Lagerstätten überließen. Trotzdem wir die Pritschen mit Cerosin abgerieben hatten, fraßen uns die Wanzen in der Nacht fast auf, und als Zugabe spürten wir auch andere Einwohner an unserem Körper, die uns noch weniger Freude machten. Zum Glück kam am 10. Dezember bereits die Weiterreise zustande und unter starker Bewachung, mit Handschellen versehen, ging es die sieben Kilometer zur Bahn, wo wir, mit unserm Gepäck beladen und durch die Soldaten verprügelt, schweißtriefend ankamen. Freund B., der unter der Last seines Gepäcks und infolge des schlechten Weges zusammenbrach, wurde geschlagen und auf den Gepäckschlitten gebracht. Der Transport umfaßte ungefähr 65 Gefangene unter Aufsicht eines Offiziers und acht Gendarmen. In einem Arrestantenwagen, der höchstens

für 45 Mann Raum bot, zusammengepfercht, kamen wir nach entsetzlicher Fahrt in Wologda an. Wanzen und Läuse hatten uns wund gefressen. In Wologda schleppten wir uns mit unserm Gepäck unter rohestem Geschimpfe und Gestöße der Schergenbande wieder nach dem Gefängnis, wo wir nach abermaliger Gepäck- und Leibesvisitation auf Kammer Nr. 4 interniert wurden. Unterwegs hatten wir vier noch Zuwachs verschiedener Flottenvereinsmitglieder bekommen. Einige Herren einer deutschen Firma, sowie ein Herr S., der zwar niemals für die Flotte gezahlt, aber aus Versehen für seinen Onkel eingesperrt worden war, trafen ein, so daß nun zehn Mann in dem kleinen Raum zusammengepfercht waren. Doch waren wir unter uns, und für Geld und gute Worte brachten uns freundliche Wächter, was wir benötigten; auch die Gefängniskost war nicht gerade ungenießbar. Wir kapierten auf der Diele. Pritschen oder Strohsäcke gab es nicht, dafür hatten wir aber alle Arien von Ungeziefer. Manche von uns hatten seit langer Zeit nicht die Möglichkeit gehabt, die Wäsche zu wechseln. Am 16. Dezember wurden wir fällig für die weitere Fahrt, es war ein scheußliches Gesindel, mit welchem wir zusammen expediert werden sollten. Der Transport zur Bahn erfolgte unter Fackelbeleuchtung; die Kettensträflinge gingen voran, dann folgten wir schwer beladen mit unseren Gepäckstücken, schweißtriefend trotz der Kälte. Diesmal hatte man uns mit Handschellen verschont, da solche für die Sträflinge nicht ausreichten. Man hat uns freilich erklärt, man habe das volle Recht, uns mit Handschellen zu fesseln, und der geschneigte Gehilfe des Gefängnisdirektors, auch ein Pole, lächelte höhnisch über eine Bemerkung in den Papieren unserer Kollegen „ohne Handschellen“ und meinte, darüber habe er zu bestimmen. Die Gepäck- und Leibesvisitation war diesmal besonders gründlich, und manches liebe Stück unseres Köfferchens sahen wir nicht mehr wieder. War die Fahrt bis Wologda das Segesfeuer, so kann diejenige bis Moskau die Hölle genannt werden; 65 Menschen und 8 Soldaten zusammengepfercht in einem Raum, der nur für 40 ausreichte, ohne Ventilation und bei geschlossenen Fenstern. Keine Ruhe bei Tag und Nacht, an jeder größeren Haltestelle ein Kommen und Gehen; nichts zu essen als ein Stück Brot und etwas Wurst, sofern man uns dies nicht auch noch gestohlen hatte. Bezeichnend für die russische Kriegsbegeisterung waren einige Duzend Drückeberger und Deserteure, die mit uns zur Front befördert wurden; eine nette Sorte Krieger!

Endlich waren wir doch in Moskau; am 18. Dezember, morgens 8 Uhr, lief unser Zug in den Bahnhof der Jaroslawbahn ein. Diesmal hatte es der Offizier, der unsern Transport führte, doch für nötig erachtet, Fuhren für unser Gepäck zu beschaffen. Im Geschwindschritt ging es durch die scheußlich schmutzigen Straßen — es war Tauwetter eingetreten — nach dem Transportgefängnis; ohne Rippenstöße und Geschimpfe von seiten unserer rohen Begleiter ging es natürlich nicht ab. Abermals Gepäck- und Leibesvisitation und wieder in einen scheußlich schmutzigen Raum, zusammen mit dem Abschaum der Menschheit, wohl an 150 Menschen. Durch Tabak und Papiros erkaufen wir uns eine schmutzige Pritschendecke, wo wir uns für die Nacht einrichten konnten. Eine scheußliche Brühe wurde gereicht, die nicht zu genießen war. Die alten Bretter der Pritsche waren derart mit Ungeziefer besetzt, daß an ein Sitzen und Liegen darauf nicht zu denken war, und wir uns lieber direkt auf dem Asphaltboden niederlegten, um den wir ringsum einen Wasserkranz gezogen hatten, um die Wanzen abzuhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Der Gießener Zweigverein des Evangelischen Bundes ist seit Kriegsbeginn in seiner Tätigkeit dadurch behindert, daß ihm der Vorsitzende fehlt. Herr Prof. Dr. Schmoll ist von seiner schweren Verwundung leider bis heute nicht völlig hergestellt und kann die Geschäfte nicht führen. Aber wenigstens an einem Abend im Winter möchte der Zweigverein — wie im vorigen Jahre — seine Mitglieder und Freunde versammeln. Es soll diesmal ein Lutherabend sein. Da Säle nicht zur Verfügung stehen, ist die Benutzung der Stadtkirche erbeten und vom Gesamtkirchenrat für Sonntag, 14. November, 8¼ Uhr abends, freundlichst gewährt worden. Im Mittelpunkt des Abends steht ein Vortrag von Herrn Geh. Kirchenrat Prof. D. Eck über das Thema: „Deutsche und englische Reformation“. Die Chorschule der Stadtkirche unter Leitung von Herrn Organisten Görlach hat ihre Mitwirkung zugesagt. Der Eintritt ist frei; alle evangelischen Glaubensgenossen sind herzlich eingeladen.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 14. Novbr., 24. nach Trinitatis.
Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Dormittags 9½ Uhr: Pfarrer Schwaabe.
Dormittags 11 Uhr: Militärgottesdienst. Pfarrer Schwaabe.
(Feier des heil. Abendmahls.)
Nachmittags 2 Uhr: Kinderkirche für die Markuskirche.
Pfarrer Schwaabe.
Abends 5 Uhr: Pfarrassistent Hoffmann.
Abends 8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten männlichen Jugend der Markuskirche.
Abends 8¼ Uhr: Lutherabend des Evangelischen Bundes.
Vortrag von Geh. Kirchenrat D. Eck: Deutsche und englische Reformation.

Montag, den 15. November, abends 8 Uhr: Versammlung der konfirmierten weiblichen Jugend der Matthäusgemeinde.

In der Johanneskirche.

Dormittags 9½ Uhr: Pfarrer Ausfeld.
Dormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Johannesgemeinde.
Abends 5 Uhr: Pfarrer Bedtolsheimer.
Abends 8 Uhr im Johannesaal: Versammlung und Bibelbesprechung.
Mittwoch, den 17. November, abends 8 Uhr: Kriegsbetstunde. Pfarrer Ausfeld.

Wartburg, evangel. Jünglings- und Männer-Verein.

(Diezstraße 15.)

Sonntag, den 14. Novbr.: Vortrag.
Dienstag, den 16. Novbr., abends 8½ Uhr: Bibelfest.
Donnerstag, den 18. Novbr., abends 8½ Uhr: Leseabend.
Samstag, den 20. Novbr., abends 8½ Uhr: Ältere Abteilung. Gäste stets willkommen.

Bibelkränzchen für Schüler höherer Lehranstalten.

Für die jüngere Abteilung jeden Mittwoch von 6 bis 7 Uhr, für die ältere Abteilung jeden Samstag von 6—7 Uhr im Johannesaal.

Bibelkränzchen für Mädchen aus der Johannesgemeinde.

Jeden Dienstag von 6—7 Uhr im Johannesaal.

Sonntags-Verein für Mädchen.

(Diezstraße 15 p.)

Jeden Sonntag nachmittag Zusammenkunft.

Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

Carl Loos

Kirchenplatz 13 :: Telephon 797
Manufaktur-
und Weißwaren
Herren- u. Knabenkleider

Kleider-Stoffe Blusen-Stoffe Aussteuer-Artikel Reste

außergewöhnlich billig
Etagengeschäft. Seringe Unkolten
Gemeinschaftlicher Einkauf mit
3 Geschäften zusammen

Lina Bernard
Gießen, Bismarckstraße 6

Edgar Borrman, Giessen

Neustadt 11 Eisenwaren, Haus- u. Küchengeräte Teleph. 165
empfiehlt billigst
Oefen, Herde, kupferne u. gußeiserne Waschkessel, Haus- u. Küchengeräte, Solinger Stahlwaren, landwirtschaftl. Maschinen u. Geräte, Vogelkäfige u. Züchterutensilien, Fischereigeräte etc. etc. Waffen u. Munition. Glühlichtstrümpfe, elektrische Birnen, Fahnenhalter, Karbidlampen.

CARL LUDWIG LEIB

KUNSTHANDLUNG · BILDER-
EINRAHMUNGS-GESCHÄFT
VERGOLDEREI KIRCHSTR. 2 ANTIQUITÄTEN

Geschw. Holberg Nachf. Modes

Gießen, Plockstraße 5
empfehlen sich in allen in ihr
Fach schlagenden Arbeiten.

Phoenix-Nähmaschine.

Auch andere Systeme stets auf Lager.
Preisliste Mk. 60. — bis Mk. 180. —
Nur bestbewährte Qualitäten
Sr. Liner, Ludwigstr. 16
Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

Musikalien

Musikinstrumente

Ernst Challier, Gießen
Auldolph's Nachf.
Sturmerweg 9 Telephon 671

Hof-Möbel-Fabrik

Th. Brück

Gießen, Ecke Schloßgasse
:: Kanzlei-Berg-Brandplatz ::

Ältestes u. größtes Möbel-

Fabriklager Oberhessens

Gegründet 1858 :: Mehrfach ausgezeichnet
Vorhänge · Teppiche · Linoleum
Spez.: Schlafzimmer-Einrichtungen
mit patentamtlich gesch. Matratzen
D. G. M. Nr. 420 684/85
Allgemeine Rabatt-Spar-Marken